

Kapitel 14

Der Treck 1945

In der letzten Januarwoche wurden die Mädchen, die sich in der Schule befanden, im Speisesaal zusammengerufen. Frau Funk kündigte an, dass wir die Schule verlassen, dass wir nach Westen gehen würden. Die Lastwagen, die Irmgard auf ihrer Reise nach Gumbinnen gesehen hatte, waren die Vorläufer dessen, was zum größten Flüchtlingsstrom der modernen Geschichte werden sollte. Man flüchtete vor der Roten Armee, Deutsche aus Ostpreußen und Menschen, die nicht unter einem kommunistischen Regime leben wollten und konnten. Nun fürchtete man um sein Leben. Bereits in den letzten Wochen waren viele Pferdewagen durch unseren Ort gerattert, doch nun wurde daraus ein stetig wachsender Strom.

Frau Funk erklärte, dass wir uns in einem oder zwei Tagen aufmachen würden, doch bis dahin müsste noch viel vorbereitet werden. Sie holte das Knäuel einer recht dünnen Schnur aus der Küche und zeigte uns, wie man daraus ein Band flocht, das etwa einen Meter lang war, mit losen Fransen an den Enden. Dann zeigte sie uns einen leeren weißen Kissenbezug, etwa 60 Zentimeter im Quadrat. Wir sollten lernen, wie man daraus einen Rucksack fertigte. Nachdem wir die Bänder fertig hatten, platzierten wir eine mittelgroße Kartoffel in jede Ecke des Bezugs, darum banden wir die losen Enden der Schnur. Mit dieser genialen Idee konnten wir verhindern, dass sich die Bänder lösten. Unsere behelfsmäßigen Rucksäcke waren fertig!

Jede von uns konnte nur einen Koffer mitnehmen. Unsere Lehrerinnen wiesen uns an, ausschließlich warme Kleidung einzupacken – keine Bücher, kein Spielzeug. Irmgard versuchte, ihren wertvollsten Besitz zwischen den Kleidern zu verstecken, die große Babypuppe von Goebbels, doch eine Lehrerin entdeckte sie und nahm sie sofort heraus. Tapfer hielt Irmgard ihre Tränen zurück.

Wir packten die wichtigsten Dinge in unseren Rucksack, ein weiteres Paar Hosen und Socken, unsere Zahnbürste, Haarbürste und anderes. Das war unsere Notaurüstung. Am nächsten Morgen, nachdem wir unsere Koffer in der Eingangshalle abgestellt hatten, händigte die Köchin den älteren Mädchen die Vorräte aus, die sie in ihren Rucksäcken unterbringen sollten. Einige erhielten ganze Brotlaibe, andere große Klumpen fast gefrorener Butter, und einige trugen kleine harte Salamiwürste, oder Käse und Marmeladengläser. Wir packten auch

Äpfel ein, doch wir hatten nicht genügend Platz für Kartoffeln oder anderes. Unsere mageren Rationen müssten also reichen, bis wir auf dem Weg Essbares finden würden.

Man sagte uns, wir sollten so viele Kleider wie möglich anziehen, eine Bluse, ein T-Shirt, einen Pullover, alles unter einem warmen Mantel. Wir trugen zwei Paar Hosen und dicke Socken über dünneren, sahen aus wie wandelnde Mumien. Die Arme standen von uns ab, durch die vielen Lagen Stoff konnten wir sie nicht richtig beugen. Als wir zum Abmarsch bereit waren, drückte Irmgard ihre Puppe an sich. Sie wollte sie heimlich mit sich nehmen, doch Frau Funk befahl ihr, die Puppe zurückzulassen, da half auch kein Jammern. Es war nicht genügend Platz im Rucksack, auch nicht in meinem, aber wenn ich energischer versucht hätte, vielleicht wäre es mir gelungen, die Puppe mitzunehmen. Ich dachte einfach, wir würden immer noch eine Puppe kaufen können, wenn sich die Dinge wieder beruhigt hätten.

Es fuhr kein öffentlicher Zug mehr, die einzige Möglichkeit war ein Wagen, doch so etwas besaßen wir nicht. Die Schule hatte einige Schlitten verschiedenster Größe, und eine Reihe von Handkarren, die uns jetzt zu Gute kamen. Wir luden die Koffer auf und banden sie so gut wie möglich fest. Nachdem Frau Funk die Schlitten inspiziert hatte, waren wir fertig. So verließen wir die Schule. Es war ein klirrend kalter Morgen, nicht gerade das richtige Wetter für ein Gewitter. Und trotzdem donnerte es im Osten, auch wenn ich keine Blitze sah. Ich konzentrierte mich auf den Schlitten, für den ich verantwortlich war. Er war schwer, selbst mit der Hilfe eines anderen Mädchens, wir mussten uns heftig in die Seile legen, um ihn überhaupt zu bewegen. Der Rucksack war auch nicht gerade leicht, und das machte die Sache noch schwieriger. Als wir den Schulhof verließen, bogen wir links ab, in Richtung Rogasen, westlich von Eichenbrück.

Die lange Reihe der Wagen raubte mir den Atem. Es sah aus, als ob die ganze Welt auf den Beinen wäre. Pferdewagen, Hand- und Pferdeschlitten, Handkarren, Kinderwagen, jedes Fortbewegungsmittel auf Rädern oder Kufen, alles sah man. Alte Menschen und Kinder saßen auf ihren Habseligkeiten, während alle anderen sich mühsam weiterschleppten, müde, erschöpft, ohne Hoffnung. Wir waren kichernd und lachend gestartet, doch als wir diese Flüchtlinge sahen, wurden wir stumm. Die schmale Straße wurde durch sich nur langsam fortbewegende Fahrzeuge verstopft. Jeweils zwei fuhren nebeneinander, da war kein Platz zum Überholen, oder für Gegenverkehr, doch

den gab es sowieso nicht. Einer unserer Schlitten kippte um, als eines der Mädchen eine zu enge Kurve fuhr. Die Mädchen lachten, als sie den Schlitten neu packten, immerhin war der Himmel blau, die Sonne schien, und wir waren jung.

Der Donner im Osten hatte vor einiger Zeit nachgelassen, nun begann er wieder, unmerklich lauter als zuvor. Es war kein Schlagen oder Rollen wie Donner, es war mehr wie ein unaufhörliches Grollen. Grollen, das war es! Geschütze. Es war nicht das Tack-Tack eines Flugzeuggeschützes oder die gelegentlichen Explosionen von Bomben, es war das dauernde Getöse eines Sperrfeuers aus Kanonen. Es mussten deutsche Kanonen sein – doch was, wenn es russische Kanonen waren? Vielleicht stellte sich die deutsche Armee endlich gegen die Eindringlinge, so wie Hitler es versprochen hatte. Wir waren den ganzen Vormittag unterwegs, waren aber noch nicht sehr weit gekommen. Was würde mit uns passieren, wenn sie uns einholten? Gegen Mittag gab Frau Funk jeder von uns ein Stück Brot und schlug vor, dazu einen Apfel zu essen. Wir marschierten weiter und zogen unsere Schlitten durch den Straßengraben, wo uns der Schnee unter den Kufen half. Auf der Straße selbst lag kein Schnee mehr, sie war durch den Verkehr nass und schlammig geworden, das machte es schwer, unsere Handkarren zu manövrieren.

Immer wieder sahen wir einen Wagen, der von der Straße abgefahren war, wegen eines Notfalls der einen oder anderen Art. Doch die Dringlichkeit unserer Situation erlaubte nicht, stehen zu bleiben. Wir hätten die Kolonne nur verlassen können, wenn unser Leben bedroht gewesen wäre. Gelegentliche Kreuze neben der Straße machten es nur zu deutlich, dass es solche Notfälle gab, oft genug siegte der Tod über das Leben. Viele der Menschen rund um uns waren bereits hundert Kilometer oder mehr unterwegs, ohne Pause, wahrscheinlich mit nur wenigen Lebensmitteln. Tausende würden nie das Ende ihrer Flucht erreichen, würden nie wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Dann ereignete sich ein kleines Desaster. Die Achse eines Karren brach, sie war nicht dafür gebaut worden, schwere Koffer über unwegsame Straßen zu transportieren. Wir konnten zwei der Koffer auf die Schlitten verladen, doch zwei mussten getragen werden. Zu zweit begannen wir damit, auch wenn wir alle paar Meter stehen bleiben mussten, um kurz zu rasten. Es wurde dadurch schwierig, mit den anderen Schritt zu halten, dennoch gelang es. Im Vergleich zu uns waren die anderen Flüchtlinge mit ihren Alten, den Babys und Kleinkindern

doch viel schlimmer dran als wir jemals sein würden. Jung und stark, noch immer gut ausgeruht, hatten wir jede Chance zum Überleben. Die Dunkelheit senkte sich über uns, doch wir schleppten uns weiter dahin, ein Schritt nach dem anderen, bis wir Rogasen erreicht hatten. Frau Funk wies uns an, bei einem kleinen Schulhaus zu warten, während sie sich auf die Suche nach dem örtlichen Lehrer machte. Kurz darauf kam sie zurück und hielt den Schlüssel zur Schule in der Hand. Sie erzählte uns nie, wie es ihr gelungen war, doch wir waren sehr dankbar und folgten ihr in den einzigen Raum. Es war kalt und dunkel, aber nicht annähernd so kalt wie draußen. Drei von uns suchten rund um das Gebäude nach Brennholz, und bald brannte in dem kleinen Ofen ein willkommenes Feuer. Während wir uns ein wenig wärmten, wurde auch die Butter etwas weicher, gerade genug, um kleine Stückchen abzuschneiden. Gerade konnten wir noch ein wenig Brot mit Käse und Wurst genießen, dann schliefen wir auch schon ein. Nach dem langen Marsch fühlte sich der Boden weich wie eine Federdecke an. Unsere Rucksäcke waren unsere Kissen, unsere Mäntel die Decken. Obwohl wir den ganzen Tag marschiert waren, hatten wir nur 15 bis 20 Kilometer zurückgelegt, Berlin war weit entfernt.

Es war noch immer dunkel, als wir uns wieder fertig machten. Wir hatten kein neuerliches Kanonenfeuer ausmachen können, doch das konnte sich von einer Minute zur nächsten ändern. Rasch schlangen wir etwas Brot mit Marmelade hinunter, dann bereiteten wir uns auf die nächste Etappe vor. Die Sonne schob sich gerade über den Horizont, als wir noch auf einige Nachzügler warten mussten. Irmgard, ihre Freundin Suse und ich erkundeten in der Zwischenzeit die Umgebung der Schule. Bald hatten wir ein kleines, halboffenes Fenster gefunden. Ich hob Irmgard hoch, damit sie in den Raum dahinter sehen konnte, es war eine Speisekammer. Aber bis auf ein paar Gläser mit eingelegten Pfirsichen waren die Regale leer. Die Wohnung des Lehrers gehörte zu der Schule. Das ganze Gebäude sah aus, als ob es vor kurzem geräumt worden wäre, darum hatte keine von uns Gewissensbisse, die Pfirsiche an uns zu nehmen. Ich schob Irmgard ein wenig an und sie landete im Inneren der Speisekammer. Suse, Irmgards beste Freundin, war die nächste. Ich fand eine Kiste, die mir die richtige Höhe verschaffte, um den Mädchen zu folgen. Irgendwie gelang es uns, die Gläser Werkzeug zu öffnen, und so rasch wie möglich schoben wir uns so viele Pfirsiche wie möglich in den Mund. Erst, als wir Frau Funk rufen hörten, begannen wir hektisch durch das Fenster zu

kriechen, um nicht erwischt zu werden. Suse war sofort im Freien. Für Irmgard war es schwieriger, die dicke Kleidung und der volle Magen ließ sie zunächst stecken bleiben, aber dann plumpste auch sie auf den Boden. Dann war ich an der Reihe. Ich wand und drehte mich und fiel gerade in dem Moment auf den Boden, als Frau Funk um die Ecke kam. Misstrauisch betrachtete sie uns, sagte aber nichts.

Mit vollen Bäuchen und guten Mutes waren wir bald wieder auf unserem Weg. Schritt für Schritt brachten wir die Kilometer hinter uns. An jeder Kreuzung schwoll der Strom aufs Neue an. Die Zahl der liegengebliebenen Wagen am Straßenrand wuchs, wie auch die der Gräber. Als die Sonne schließlich hoch am Himmel stand, begannen unsere Mägen zu knurren. Kurz darauf aßen wir unsere Brotration im Gehen. Es gab noch immer keinen Gegenverkehr, keinen, außer einem einsamen kleinen Heuwagen, der von dem erbärmlichsten Pferd gezogen wurde, das ich je gesehen hatte. Der Fahrer versuchte mutig, den Verkehr Richtung Westen zu umgehen, doch das gelang ihm kaum. Frau Funk sprach mit ihm eine ganze Weile, gab ihm etwas, was wir nicht sehen konnten, dann drehte der Fahrer seinen Wagen herum. Natürlich fragten wir sie und sie antwortete, sie hätte den Pferdekarren inklusive der Fahrerkünste gekauft. Geld war nicht das Problem, denn Frau Funk hatte die Schulkasse mit Bargeld bei sich. Auf dem Wagen hatten fast alle unsere Koffer Platz, und endlich konnten wir die Schlitten zurücklassen. Eines der jüngsten Mädchen passte sogar noch darauf, während wir älteren weiter marschierten. Den einen oder anderen Schlitten nahmen wir dennoch mit, um damit im Schnee zu spielen, sollten wir die Gelegenheit dazu bekommen.

Wir kamen durch einen Ort, hielten aber nicht an. Kurz darauf wurde unsere Kolonne spürbar langsamer und blieb schließlich fast ganz stehen. Kurz entschlossen rannten wir vor um nachzusehen, was geschehen war. Atemlos blieb ich schließlich stehen und sah die Bescherung. Eine Holzbrücke, die über einen schmalen Bach führte, war teilweise eingestürzt. Das Gelände war verschwunden, das machte ihre Überquerung äußerst schwierig. Viele Frauen und Kinder durchquerten lieber den Bach, indem sie eine niedrige Böschung hinunterschlitterten und auf der anderen Seite wieder hinaufkrochen, genauso wie viele hunderte Paar Füße vor ihnen. Ein Wagen nach dem anderen überquerte die kleine Brücke, die in diesen eisigen Wetterbedingungen gefährlich rutschig geworden war. Einer von ihnen hatte es nicht geschafft, er lag auf der Seite im Graben. Die Besitzer versuchten ver-

zweifelt, so viele Habseligkeiten wie möglich zu retten. Sie hatten mit Holz des gebrochenen Wagens ein kleines Feuer gemacht und saßen zusammengedrängt darum herum. Ich konnte mehrere kleine Kinder sehen, die, wie es schien, auch alle dreifache Kleidung an hatten, gerade so wie wir. Es machte mich sehr traurig, sie so zu sehen, doch diese Szene sollte sich noch oft wiederholen. Wir überließen ihnen unsere letzten Schlitten, doch sonst konnten wir nichts für sie tun.

Es begann wieder dunkel zu werden, als ich feststellte, dass ich schon einige Zeit lang keine Kanonen mehr gehört hatte. Nun hatte unser Wagen die kleine Brücke erreicht und machte sich daran, darüber zu rumpeln. Frau Funk wies alle an, abzusteigen und zu Fuß über die Brücke zu gehen, denn es bestand noch immer die Gefahr, dass erneut ein Wagen hinunter stürzte. Doch nichts passierte, der Bach wurde ohne Probleme überquert, wir waren wieder auf dem Weg. Unsere Schultern hochgezogen, die Mützen tief im Gesicht, um dem kalten Wind zu trotzen, so gingen wir weiter, ein Schritt nach dem anderen, Meter für Meter. Endlich kamen wir zu einer kleinen Ortschaft, nach Stunden, wie es uns schien. Bald jedoch erkannten wir, dass dies nicht nur irgendein Dorf war, denn wir sahen Eisenbahngleise. Auf beiden Seiten der Straße hatten Wagen angehalten, weitere standen auf den Seitenwegen. Leute waren überall, wo wir hinsahen. Vor der Bahnstation, in einem kleinen Park, war ein Musikpavillon zu einem Schutzraum umgewandelt worden, von dem aus das Rote Kreuz heiße Suppe ausgab. Hunderte dunkler Schattenfiguren warteten geduldig in der Schlange, bis sie an der Reihe waren. Nachdem Frau Funk mit den Rot-Kreuz-Leuten gesprochen hatte, wurden wir an die Spitze der Schlange gewinkt, wo wir ein wenig von der himmlischen Suppe bekamen. Es war eigentlich nicht mehr als heißes Wasser mit einigen Kartoffeln und Kohl, und doch war es das beste Abendessen, das ich je in meinem Leben gegessen hatte. Unsere bevorzugte Behandlung erstaunte mich, doch sie hatte eine plausible Erklärung. Wir standen unter der Vormundschaft des Staates. Wir wussten nichts vom Schicksal unserer Mütter oder Väter, darum behandelte man uns wie Waisen, und der Staat war unser Vormund. Als Insassen einer staatlichen Institution für höhere Bildung stellten wir die Hoffnung für die Zukunft dar, und darum verdienten wir diese besondere Aufmerksamkeit. All das hörte sich gut für mich an, auf alle Fälle war ich dankbar dafür.

Doch mit Suppe war es nicht getan. Wir waren zwei Tage unterwegs gewesen, hatten vielleicht 30 Kilometer hinter uns gebracht,

jetzt brauchten wir eine Pause. Wieder half uns das Rote Kreuz. Sie ließen uns in den warmen Warteraum der Bahnstation, wo wir uns mit einem dankbaren Lächeln in einen der wenigen Sitze fallen ließen oder uns an die Wand drückten. Wir wollten einfach nur ausruhen. Die Wärme im Raum und die heiße Suppe in unseren Mägen sandte uns bald alle ins Land der Träume. Während der Nacht fuhr ein Zug in die Station ein, ein Militärzug. Sofort weckte uns Frau Funk auf und bat uns, ihr beim Entladen unseres Wagens zu helfen. Wir würden den Rest des Wegs mit dem Zug zurücklegen! Diese Aussicht war fast zu viel für uns, einige der jüngeren Mädchen begannen aus purer Erleichterung zu weinen. Doch es gab ein Problem. Die meisten der Waggons waren Flachwagen, auf die Kanonen geladen worden waren. Andere wieder waren mit militärischen Geräten beladen, festgebunden und mit Planen abgedeckt. Die restlichen Waggons hatten zwar Seitenwände, doch kein Dach, und auch sie waren mit Armeeausrüstung beladen. Es gab nur einen geschlossenen Frachtwaggon, der teilweise mit Kisten gefüllt war. Ein kleiner Ofen stand in der Mitte, und er war den Begleitsoldaten vorbehalten, die nicht Wache schoben.

Zwei Soldaten bewachten die Ladung jedes Waggons. Wo sollte man Passagiere und ihre 30 Stück Gepäck unterbringen? Mit der Hilfe der Soldaten warfen wir unser Gepäck einfach auf einen der offenen Waggons. Einige der jüngeren Mädchen wurden in der Wärme des geschlossenen Eisenbahnwagen untergebracht, während wir andere in einen der offenen Waggons kletterten. Die Seitenteile waren gut und gerne 2,5 Meter hoch, doch mit Schieben und Ziehen und mit der Hilfe der Soldaten schafften wir es. Die beiden Soldaten überließen uns den angenehmsten Platz im Waggon, obwohl sie selbst ausgezehrt waren und vor Kälte zitterten. Wir drängten uns wieder aneinander, nur um nicht zu erfrieren. Als wir zu Fuß unterwegs waren hatte uns die Bewegung warm gehalten, doch stillsitzen war etwas anderes.

Schnell döste ich ein, nur um von der Bewegung des Zugs aufgeweckt zu werden. Langsam, ganz langsam, machten wir uns auf den Weg in den Westen. Selbst bei dieser geringen Geschwindigkeit war der Luftzug, der durch die Ritzen der Seitenteile zog, so ungemütlich, dass an weiteren Schlaf nicht zu denken war. Durch das Holz konnte ich eine dürre Landschaft sehen, schneebedeckte Felder, eine Gruppe Bäume hier und dort, Felder. Ich fragte mich, wo wir waren, wie weit wir gekommen waren. Der Zug ratterte dahin, fuhr immer wieder an kleinen Ortschaften vorbei, meist jedoch durch offenes Land. Lang-

sam wurde es heller. Mein Magen begann heftig zu knurren, es war Essenszeit. Ich hatte noch immer einen Klumpen Butter in meinem Rucksack, doch niemand in unserem Waggon hatte Brot. „Unsere“ Soldaten halfen uns: sie teilten das wenige Brot, das sie hatten, mit uns, und wir konnten uns alle mit kleinen Stückchen Brot und großen Klumpen Butter den Magen voll stopfen. Das Wasser in ihren Feldflaschen war teilweise gefroren, keiner von uns trank mehr als einen oder zwei Schluck. Es muss etwa zehn Uhr gewesen sein, als unser Zug zu stehen kam. Einer der Soldaten kletterte aus dem Waggon, um sich mit einem seiner Vorgesetzten zu besprechen. Er kam mit den Neuigkeiten zurück, dass vor uns ein Luftangriff im Gange war und wir auf weitere Anweisungen warten würden. Also hatten wir genügend Zeit, einen Busch zu finden und unseren Geschäften nachzugehen, eine fast unmögliche Aufgabe, wenn man die vielen Lagen Kleidung und unsere kalten steifen Finger bedachte.

Stunden später, so schien es mir, stiegen wir wieder auf unseren Zug. Erfrischt durch einen heißen Kaffeeersatz, von den Soldaten im Frachtwaggon zubereitet, waren wir für alles bereit. Fast alles. Wir waren nicht wirklich auf die dicken Wolken vorbereitet, die aufgezogen waren, noch auf den Schnee, der daraus langsam auf uns nieder schwebte. Mit unseren Rucksäcken als Kissen und zugedeckt mit den Woldecken der Soldaten, drängten wir uns wieder aneinander, Soldaten und Mädchen, und teilten die Körperwärme mit den anderen, um zu überleben. Zum Glück ließ die Wolkendecke die Temperaturen etwas steigen, das machte die Kälte fast erträglich.

Kurz nachdem sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte, kamen wir wieder durch einen Ort, welchen, das konnte ich nicht erkennen. Aber wir mussten doch in Richtung Westen fahren, oder? Eine Tatsache war uns schon vor einiger Zeit klar geworden: Der Zug mied die Hauptverkehrswege. Lag es daran, dass wir mit wertvoller Ladung unterwegs waren und nicht entdeckt werden sollten, oder bummelten wir, weil unsere Ladung keinen Wert mehr hatte? Was immer der Grund war, wir bewegten uns nur langsam vorwärts. Irgendwann am Nachmittag erreichten wir den Rand einer Kleinstadt, wo wir auf einen Konvoi von Militärfahrzeugen trafen. Der Frachtwaggon wurde vollständig entleert, ebenso einige der offenen Waggon, die Flachwagen mit den geladenen Kanonen wurden abgekoppelt. Endlich durften wir alle in den geschlossenen Waggon, sogar mit Gepäck. Der Konvoi hatte sogar etwas zu essen für uns mitgebracht, einige Laibe Vollkorn-

brot und einen Kessel köstlicher Suppe. Es sah aus und schmeckte wie Erbsensuppe, wir verschlangen sie mit Heißhunger.

Der Zug blieb bis zur Dunkelheit stehen, Zeit genug, um uns auszustrecken und zu schlafen. Da lagen wir, gepackt wie Sardinen. Langsam wurde uns warm und wir begannen, die Lagen Kleidung abzulegen und als Matratzen zu verwenden. Schließlich bewegte sich der Zug wieder, das gleichmäßige Rattern der Räder wiegte uns in tiefen Schlaf. Explosionen in unserer Nähe ließen uns nur wenig später in die Höhe schrecken. Der Zug hatte angehalten. Einer der Soldaten öffnete die Tür einen schmalen Spalt um sehen zu können, was vor sich ging. Neue Explosionen zerrissen die Stille. Diesmal näher. Starr vor Angst hielt ich den Atem an. Weitere Bomben explodierten in unserer Nähe. Frau Funk sprach leise mit den Soldaten. Sollten wir im Zug bleiben oder im nahen Wald Zuflucht suchen? Doch als die Konferenz beendet war, hatte die Bombardierung aufgehört.

Dann setzten wir uns langsam wieder in Bewegung, während der Zugbegleiter die Gleise auf Schäden überprüfte. Verirrte Jagdbomber warfen ihre Fracht oft über Eisenbahngleise ab, wohl mit der Absicht, Verkehrswege zu zerstören. Wir fuhren weiter, hielten an, fuhren und hielten, bis der Zug endlich an Geschwindigkeit gewann. Wir waren wieder unterwegs! Alle atmeten auf und machten es sich wieder gemütlich. Ich musste eingeschlafen sein, denn als sich das Geräusch der Räder plötzlich dramatisch veränderte und schreckte ich hoch. Wieder sah einer der Soldaten aus der Tür und berichtete, dass wir uns auf einer Brücke befanden. Es war eine lange Brücke, der Fluss breit genug, das musste die Oder sein, der größte Fluss in diesem Gebiet. Frau Funk atmete erleichtert auf. Die Überquerung der Oder war ihr und den Soldaten auf der Seele gelegen. Mit einer zerstörten Brücke wäre unsere Flucht vor den Russen hier zu Ende gewesen. Freude und Erleichterung spiegelten sich auf unseren Gesichtern, sogar auf den Gesichtern der hartgesottenen Soldaten lag ein befreites Lächeln.

Schneller als zuvor fuhren wir weiter, durch Ortschaften und Kleinstädte, über kleinere Flüsse und an schneebedeckten Feldern vorbei. Der Schneefall hatte aufgehört, doch diese Winterlandschaft hätte jeder kitschigen Weihnachtskarte Ehre gemacht. Es sah so friedlich aus, eine Decke aus Neuschnee bedeckte alle Zeichen des Kriegs. Gegen Mittag erreichte der Zug die Außenbezirke von Eberswalde, nur 50 Kilometer nördlich von Berlin. Irmgard und ich wussten, dass wir fast zuhause waren. Kaum hatten wir dies ausgesprochen, als der Zug

auch schon mit einem Ruck stehen blieb und uns damit alle von den Beinen riss. Vor uns war wieder ein Luftangriff im Gange, diesmal mit Eberswalde als Ziel. In der Ferne konnte ich gedämpfte Explosionen hören und bei einem kurzen Blick durch die offene Tür sah ich Blitze am Horizont. Keines der Flugzeuge schien in unsere Richtung zu fliegen, und nachdem wir etwa eine Stunde gewartet hatten, begann sich der Zug wieder zu bewegen.

Wir hatten zwei Tage und Nächte im Zug verbracht. Er war fast so etwas wie ein Heim für uns geworden. Bald konnten wir Eberswalde vor uns erkennen, oder zumindest die schwarze Wolke, die darüber hing, zusammen mit dem intensiven Geruch nach Rauch. Als wir endlich in die teilweise zerstörte Bahnstation einfuhren, wurden wir von einer ganzen Gruppe Rot-Kreuz-Schwestern und Schwesternhelferinnen erwartet, die uns in einen Warteraum führten, wo eine Tafel mit richtigem Essen auf uns wartete. An jedem Platz stand ein Glas Milch, eine dicke Gemüsesuppe in jedem Teller. Als Dessert erhielt jede von uns einen Schokoladeriegel. Wie hatte das Rote Kreuz das nur bewerkstelligen können? Trotz des erst kurz zuvor beendeten Luftangriffs, trotz der brennenden Gebäude in der Nähe des Bahnhofs hatte man sich die Zeit genommen, hatte man sich die Mühe gemacht, unsere kleine Truppe so königlich zu bewirten. Auch die Soldaten hatten ihren Hunger stillen können, und nach einem kurzen Abschied fuhren sie ohne ihre kleine Passagiere weiter.

Etwas später konnten wir uns in einem Luftschutzkeller unter dem Bahnhof hinlegen. An den Wänden standen 3-Stock-Betten, das war genug Platz für alle. Sogar um unser Gepäck hatte man sich gekümmert und hatte es in eine Ecke des Bunkers gestapelt. Das erste Mal, seit dem wir Eichenbrück verlassen hatten, konnten wir frische Socken anziehen. Als wir hörten, dass es im Bad heißes Wasser gab, stellten wir uns eine nach der anderen an, um uns endlich wieder das Gesicht waschen zu können. Selbst jene von uns, die todmüde waren, wollten dies nicht missen. In dieser Nacht gab es einen weiteren Luftangriff, doch ich hörte und fühlte nichts, ich schlief tief und fest.

Als ich erwachte, war es noch immer dunkel, oder besser, ich dachte es sei noch dunkel. Ohne Tageslicht, das durch ein Fenster schien, ohne Uhr, wusste ich nicht, wie spät es war und ob es Zeit war aufzustehen. Doch es war bereits Morgen, denn kurz darauf kam Frau Funk in den Raum und drehte das Licht an. Irmgard und ich hatten schnell unsere Sachen verpackt, jahrelange Erfahrung hatte uns ge-

lehrt, so rasch wie möglich fertig zu sein. Kurz darauf verließen wir den Bunker und erhielten ein reichliches Frühstück: eine Schüssel Haferschleim und ein wenig Vollkornbrot mit Marmelade. Frau Funk trieb uns an, wir mussten einen Zug erreichen, der uns weiterbringen sollte. Also waren wir wieder unterwegs. Die Zugsfahrt nach Berlin in einem normalen Passagierzug verging ohne weitere Zwischenfälle.

Als wir die nördlichen Vororte Berlins erreichten, sahen wir zuerst kaum Bombenschäden. Der Zug hielt in jedem Bahnhof, Leute stiegen ein und aus, wie in „normalen“ Zeiten auch. Kinder gingen zur Schule und ihre Mütter eilten mit Einkaufstüten durch die Straßen. Soldaten, wahrscheinlich auf Urlaub, warteten auf den Bahnsteigen. Doch je näher wir dem Zentrum kamen, desto sichtbarer wurde, dass die Jagdbomber erfolgreich gewesen waren. Sogar jene Gebäude, die noch standen, zeigten viele Wunden. Einige sahen aus, als ob ein riesiger Drache eine Ecke abgebissen hätte, andere hatten kein Dach und alle sahen irgendwie blind aus. Mir fiel auf, dass die Reflektion des Sonnenlichts auf den Fensterscheiben fehlte, denn diese waren mit Brettern oder Karton abgedeckt. Mein armes Berlin. Doch es war mir egal, wie es aussah, es war meine Heimat.

Doch waren wir wirklich zuhause? Bei unserer Ankunft am Bahnhof Friedrichstraße wurden wir wieder von Rot-Kreuz-Leuten erwartet, die uns in ihr Hauptquartier brachten. Von dort versuchte Frau Funk, die Familien der Kinder in unserer Gruppe telefonisch zu erreichen. Als Irmgard und ich an der Reihe waren, schüttelte Frau Funk nur den Kopf. Keine Antwort. Wir hatten andere Familienmitglieder in Berlin, darum bat ich sie, ein wenig herumzutelefonieren, doch auch das war nicht erfolgreich. Unter keiner der von mir genannten Nummern meldete sich jemand. Wahrscheinlich war niemand zuhause, viele Leute waren evakuiert worden, oder die Telefonleitungen waren einfach von den Bomben zerrissen worden. Noch einmal bat ich Frau Funk, zuhause anzurufen, doch noch immer ohne Erfolg. Ich sprach mit Irmgard. Auch sie wollte in Berlin bleiben, und eine kurze Zeit lang dachten wir daran, abzuhausen. Wir würden sicher jemanden finden, der uns aufnehmen könnte, bis Mutti wieder nach Hause kam. Doch was, wenn Mutti niemals kommen würde? Was, wenn sie noch immer in Radenz war? Was, wenn unser Haus nicht mehr stünde? Unser Verstand siegte und wir entschieden, bei der Gruppe zu bleiben.

Andere Mädchen hatten mehr Glück. Ihre Verwandten waren benachrichtigt worden und würden sie abholen. Wir verabschiedeten uns

schweren Herzens von diesen Glücklichen und von Frau Funk, die ebenfalls in Berlin bleiben würde. Unser Ziel war nun ein Mädcheninternat in Droyßig in der Nähe von Zeitz, südwestlich von Leipzig. Keine von uns freute sich darauf, Irmgard und ich wären wirklich gerne in Berlin geblieben, doch wir gehorchten und stiegen in den Zug. Diesmal fuhren wir mit einem Erste-Klasse-Expresszug. Er war voll mit Soldaten, die meisten auf Krücken oder mit Verbänden an Kopf und Armen. Die Rot-Kreuz-Helfer gingen den Bahnsteig entlang und boten jedem Soldaten eine Tasse heißer Schokolade an. Natürlich auch uns, und wir nahmen dankbar an. Irgendwie bekamen wir auch etwas zu essen zugesteckt. Kurz nach Mittag verließ unser Zug den Bahnhof und machte sich auf in Richtung Potsdam.

Während ich mich in dem gepolsterten Sitz zurücklehnte, versuchte ich, mich an die Flucht zu erinnern, doch der Flüchtlingstreck war in meiner Erinnerung nur mehr ein schlechter Traum. Wenn man alle Tragödien bedachte, die wir in den letzten Tagen gesehen hatten, waren unsere Erlebnisse nur eine kleine Unannehmlichkeit.

Als wir Berlin verließen, kündigten die aus tiefstem Herzen verhassten Sirenen einen weiteren Luftangriff an. Doch der Zug fuhr einfach weiter, weg von der Gefahr, weg von Zuhause, weg von Mutti und unseren kleinen Schwestern, weg von allem, was uns lieb war. Irmgard konnte ihre Tränen nicht zurückhalten, und auch ich war dem Weinen nahe. Wir sprachen die ganze Zeit über Mutti und was sie wohl gerade machte. Waren sie, Brigitte und Barbara irgendwo in der Stadt und versuchten, den Bomben zu entkommen? Waren sie gerade auf dem ewigen Zug in den Westen, genauso wie wir? Oder viel schlimmer, waren sie noch immer in Radenz, wurden sie gerade von der Roten Armee überrannt? Ich versuchte, diese Alternative aus meinem Gehirn zu drängen, und mein seit jeher optimistisches Gemüt überzeugte mich, dass sie auf dem Weg nach Berlin waren.

Zusammengedrängt saßen wir beide auf einem Fensterplatz und sahen auf die vorüberfliegende Landschaft, den einstmals wunderschönen Grunewald, vorbei an den wohlbekanntem Bahnhöfen Wannsee und Nikolassee. Die meisten Soldaten in unserem Abteil dösten vor sich hin und überließen Irmgard und mich unseren Tagträumen. Diese Männer taten uns unheimlich leid, alle von ihnen waren in der einen oder anderen Weise verwundet. Einige konnten nur mit Krücken gehen, andere hatten einen Arm verloren, viele trugen Verbände über dem Kopf oder der Brust. Und doch waren sie glücklich, denn sie

konnten mit uns in Richtung Westen fahren, weg von der gefürchteten Roten Armee. Der Krieg war für sie vorbei. Irgendwo wartete vielleicht sogar ein Heim auf sie, wenn sie wirklich großes Glück hatten.

Als der Zug langsamer wurde, um in den Potsdamer Bahnhof einzufahren, erinnerte ich mich an die schönen Tage, die wir einst bei der Familie Kummerow verbracht hatten. Seit der Zeit, in der unsere Eltern verlobt gewesen waren, hatten die Kummerows die vielen schönen, aber oft auch traurigen Ereignisse in unserer Familie miterlebt. Obwohl Onkel Karl bereits einige Jahre zuvor gestorben war, hatte sich Tante Else immer über unseren Besuch gefreut. Während ich mich an die vielen schönen Momente in ihrem Haus erinnerte, konnte ich für eine kleine Weile das traurige Umfeld vergessen, in dem ich mich gerade befand. Noch einmal ließ ich mir die Möglichkeit durch den Kopf gehen, den Zug einfach zu verlassen und bei ihr unterzukommen, bis wir Mutti gefunden hätten. Doch dann begann er sich wieder zu bewegen, und meine Gedanken kehrten zu Mutti und meinen Schwestern zurück. Wo waren sie nur? Würden wir sie jemals wiedersehen?

Kapitel 15

Die Flucht 1945

Ende Januar hatte Mutti in Radenz fieberhaft alle Habseligkeiten zusammengepackt und als Paketpost nach Hause geschickt. Den Rest packte sie in einen Koffer, denn das war alles, was sie mit zwei kleinen Kindern tragen konnte. Gemeinsam bereiteten sie sich auf die Reise vor. Sie hatten vom Bahnhofsvorstand erfahren, dass eine Fahrt auf den Hauptverkehrsrouten unmöglich war. Es gab einfach keine Passagierzüge mehr, die in den Westen fuhren. Mutti kaufte Fahrkarten in Richtung Süden. Es war wenigstens ein kleiner Schritt in die richtige Richtung, wenn auch nur für eine kurze Weile. In Richtung Südwesten lag Schlesien, von dort konnte sie sicher einen Zug finden, der sie nach Norden, Richtung Berlin, bringen würde. Der Bummelzug aus Radenz war überfüllt, doch die kleine Familie konnte ein Plätzchen finden, wenn auch nur zum Stehen. Barbara schlief sogar auf dem Koffer sitzend. Der Zug, der in jedem noch so kleinen Bahnhof hielt, brauchte eine Ewigkeit, bis er Krotoschin (heute Krotoszyn) erreichte. Mutti hoffte, von dort einen anderen Zug zu finden, der sie weiter in die „richtige“, die westliche Richtung brachte.

Doch sie hatte nicht mit der unglaublichen Menge von Flüchtlingen gerechnet. Sie belagerten jeden Quadratzentimeter des Bahnsteigs, auch den kleinsten Platz im Wartesaal und alle Straßen und Plätze rund um den Bahnhof. Einige waren mit ihren Wagen unterwegs gewesen und hatten gehofft, einen Platz im Zug zu ergattern. Andere waren so wie Mutti bereits Tage zuvor mit einem ähnlichen Zug angekommen. Mutti war außer sich. Was immer sie zu essen mitgenommen hatte, würde nicht lange reichen. Sie musste von diesem Ort weg, und zwar schnell.

Eine Bahnhofsmitarbeiterin sagte Mutti, dass der Zugsverkehr unterbrochen war, man jedoch damit rechnete, dass er in einigen Tagen wieder aufgenommen werden könnte. Mutti konnte nicht tagelang warten. Wieder im Freien fragte sie sich, was wohl aus ihnen werden würde. Innerlich krampfte sich ihr Magen zusammen, doch nach außen blieb sie ruhig, sie wollte die beiden Mädchen nicht weiter ängstigen. Wie sie so ziellos herumwanderte konnte sie eine Bewegung in der Menge erkennen. Einige Leute schienen sich auf den Weg zu einem Frachtzug zu machen, der etwas außerhalb des Bahnhofs auf den Gleisen stand. Bevor es der Großteil der Flüchtlinge bemerkte, be-

gann sich der Zug zu füllen. Leute setzten sich auf die Flachwagen, drängten sich in die leeren Frachtwaggons und kletterten über die Seitenplanken der offenen Kohletender.

Mit beinahe übermenschlichen Kräften warf Mutti den Koffer in einen der Waggons und half den Mädchen über die Seitenwand. Einmal darüber, fielen sie einfach hinein, oder besser, sie fielen auf ein weiches Kissen, gebildet aus Menschen. So konnten die drei einen kleinen Platz ergattern. Mutti hockte auf dem Koffer und hatte Brigitte und Barbara auf ihren Knien. Mehr und mehr Leute kletterten über die Seitenwand, und bald war zu wenig Platz, um zu sitzen. Man musste aufrecht stehen, einer stützte den anderen. Die Sonne ging unter, und mit der Dunkelheit fielen die Temperaturen bedenklich. Hätten die Menschen nicht so dicht gepackt wie Sardinen gestanden, wären viele von ihnen erfroren. Ihre Körperwärme heizte den offenen Waggon gerade genug, dass weder Mutti noch meinen Schwestern Finger oder Zehen abfroren. Nur Brigittes Beine, besonders ihre Schienbeine, trugen irreparable Schäden davon. Die Haut blieb so leicht reizbar, dass sich bis heute leicht rote Flecken und Juckreiz einstellen.

Dann begann der Zug anzurollen, zunächst langsam, doch immer schneller werdend. Mutti hoffte inständig, dass der Zug nach Westen fuhr, doch dann dachte sie, hunderte Leute konnten sich nicht irren. Die Richtung war wirklich Westen, zwar blieben sie manchmal aus nicht erkennbaren Gründen stehen, fuhren aber dennoch immer weiter nach Glogau (heute Głogów, Polen). Die ganze Nacht fuhr der Zug, aufrecht stehend konnten die Mädchen ein wenig schlafen. Diese Tage lehrten ihnen, alles Unangenehme aus ihren Gedanken zu verdrängen, ihren knurrenden Magen zu missachten und wann immer möglich zu schlafen, um ihre Batterien aufzuladen und die Zeit zu überstehen.

Bevor er Glogau erreichte, hielt der Zug an einem Betriebsbahnhof. Alle Flüchtlinge mussten ihre Waggons verlassen. Und jetzt? Zwar standen andere Züge in der Nähe, doch die waren alle komplett beladen und von Soldaten bewacht. Die würden sicher nicht in den Westen fahren, sondern Nachschub an die Ostfront bringen. Die meisten Flüchtlinge standen ratlos herum und suchten nach leeren Zügen. Glogau liegt etwa 260 km südöstlich von Berlin. Die meisten anderen Flüchtlinge wollten weiter in den Westen oder in den Norden, also musste Mutti alleine nach einer Möglichkeit suchen weiterzukommen.

Zunächst bekamen die Mädchen ein wenig zu essen, dann drückte Mutti sie eng an sich, um sie zu trösten. Schließlich ging es weiter.

Der Himmel wurde gerade wieder heller, als sie zunächst auf den Gleisen, später auf der Straße, weiterräumelten. Von einem Hügel aus konnten sie relativ nah eine Stadt sehen. Konnte das Glogau sein? Schritt für Schritt, Kilometer für Kilometer, mit vielen Unterbrechungen, um Luft zu holen, marschierten sie weiter. Der Koffer wurde immer schwerer, die Strecken zwischen den Pausen immer kürzer. Die Straße war überschwemmt mit Menschen, einige zogen kleine Handkarren, andere wieder trugen alles, was sie besaßen, am Leib. Immer wieder wurden sie von einem Konvoi von Armeefahrzeugen zur Seite gedrängt, die in die gegengesetzte Richtung fuhren. Gerade, als sich Mutti wieder einmal auf den schweren Koffer gesetzt hatte, um auszuruhen, kamen plötzlich Flugzeuge aus den Wolken und begannen, auf den Flüchtlingsstrom zu schießen. Mit den Mädchen in ihren Armen rannte Mutti zu einem nahegelegenen Graben und warf sich über die beiden. Die Flugzeuge kamen immer wieder und schossen auf alles, was sich bewegte. Zum Glück wurden die drei von einigen Büschen und Bäumen verdeckt und deshalb nicht getroffen. Nach einer schier endlosen Zeit kehrte wieder Ruhe ein. Die Überlebenden kamen aus ihren Verstecken und wankten wortlos weiter.

Es war später Nachmittag, als sie in Glogau ankamen, die Sonne versank bereits hinter dem Horizont. Es dauerte eine Weile, bis sie endlich den Bahnhof gefunden hatten. Dort war zu erfahren, dass tatsächlich noch Passagierzüge fuhren, auch nach Berlin, aber immer nur nachts, um Luftangriffen zu entgehen. Der Bahnhof in Glogau war fast genauso überfüllt wie der letzte. Irgendwie verbrachten sie Stunden, ruhten sich aus, versuchten zu schlafen und knabberten an dem, was von ihren Essensvorräten übrig geblieben war. Es gab kein Spielzeug, darum versuchten sie sich an Wortspielen. Mit „Ich sehe was, was du nicht siehst“ lenkte Mutti die beiden Mädchen ab. Lebte es oder war es ein Ding? War es klein oder groß? Blau oder grün? Wir alle hatten dieses Spiel immer gerne gespielt, es schärfte unsere Wahrnehmung und weckte schon von Kindesbeinen an unser Interesse an den Dingen, die uns umgaben. Doch diesmal konnte sich keiner von ihnen konzentrieren. An den Koffer gelehnt schlossen die Mädchen einfach ihre Augen und schliefen sofort ein.

An nächsten Abend fuhr ein Passagierzug nach Berlin ein, doch er schien bereits bis auf den letzten Platz gefüllt. Dennoch gelang es Mutti irgendwie, zunächst die beiden Mädchen und dann auch noch sich selbst hineinzquetschen. Gepäck wurde einfach in den Wagen

geworfen. Zwischen den großen Leuten in ihren dicken Wintersachen erstickten die beiden kleinen Kinder fast. Beinahe wurde Brigitte von einem der fliegenden Koffer am Kopf getroffen, doch da tauchte Mutti neben ihnen auf und bewahrte sie davor, verletzt zu werden. Kurz darauf setzte sich der Zug in Bewegung – sie waren auf dem Weg nach Berlin. Nach einigen Stationen kamen sie in Sagan (heute Żagań, Polen) an, das sagte zumindest einer der Passagiere, der das Schild am Bahnhof hatte lesen können. Niemand wollte aussteigen, kein weiterer Passagier hätte sich noch hineinquetschen können. Der Zug fuhr weiter. Die Zeit wurde knapp, die Nacht würde nur zu schnell vorbei sein. Bei Tagesanbruch stoppte der Zug auf einem Nebengleis. Ein Luftangriff auf Berlin machte eine Weiterfahrt für den Moment unmöglich. Irgendjemand sagte, dass man schon ziemlich nahe an Berlin sei. Deshalb entschied sich Mutti, dem Beispiel einiger anderer Passagiere zu folgen und den Rest des Wegs zu Fuß zurückzulegen. Doch das bedeutete wieder einen langen Fußmarsch. Die Mädchen waren es gewohnt, jeden Tag mehrmals zwei Treppen hinunter und hinauf zu laufen. Auch die täglichen Spaziergänge hatten ihre Beine kräftig und stark gemacht. Sie waren zu allem bereit, sogar mit leerem Magen.

In der Gegend lag kaum Schnee. Die Straße war trocken und die Luft erschien nicht so kalt wie noch vor einigen Tagen. Der Weg nach Karlshorst, der sie durch einige vereinzelt Waldgebiete und entlang von brachliegenden Feldern führte, wurde durch die Gewissheit kürzer, dass Sicherheit nicht mehr weit entfernt war. Mutti wusste, dass sie den schlimmsten Teil ihrer Reise hinter sich hatten. Endlich kamen sie bei einer S-Bahn-Station in dem Berliner Vorort an.

Die S-Bahn funktionierte, sie war lebenswichtig, um die Menschen zur Arbeit zu bringen. Auch in einem Berlin, dem der Krieg übel mitgespielt hatte. Dann konnten sie sie endlich sehen. Die S-Bahn. Wie sehr hatten sie darauf gewartet. Während Mutti Fahrkarten kaufte, meinte sie, welches Glück sie hatten, dass die Züge noch immer laut Fahrplan liefen. Die Schaffnerin sah sie mit einem verständnislosen Blick an. Warum sollten die Züge nicht nach Fahrplan laufen? Berlin lebte und funktionierte wie immer. Bald darauf erreichten sie ihr Ziel, den Bahnhof Wilmersdorf. Jemand hatte Mutti geraten, die Ringbahn zu nehmen, nicht die direkte Verbindung durch Berlin-Mitte, dort waren die Zuggleise teilweise durch Bombenschäden unterbrochen. Mit der Straßenbahn fuhren sie den kurzen Weg von der S-Bahn zum Fehrbelliner Platz, nur sieben Wohnblöcke von zuhause entfernt.

Die Schäden in der Gegend waren nicht zu übersehen. Frau Gabbert, die Nachbarin, hatte schon lange nicht mehr geschrieben, Mutti wusste nicht, was sie erwarten würde. Von Ferne, auf dem letzten Stück, sah es fast so aus, als ob der gesamte Häuserblock bis zu den Grundmauern abgebrannt wäre. Endlich traten sie um die letzte Hausecke. Tatsächlich war fast der gesamte Häuserblock verschwunden, doch es sah fast so aus, als ob unser Haus noch immer stand. Brigitte und Barbara fingen plötzlich zu laufen an, sie waren nicht mehr müde, sie wollten einfach nur mit eigenen Augen sehen, was geschehen war: hatten sie noch immer ein Zuhause? Welch übergroßes Glück! Das Leben war doch gut! Das Haus war zwar von Ruinen umgeben, doch die Zähringerstraße 40 stand noch. Sie hatte Schaden genommen, war übersät mit Narben von Bombensplittern und Flak, war fleckig von Phosphorbomben, die von der Fassade abgeprallt waren, um auf dem Gehweg zu explodieren – aber sie stand noch, mit allen fünf Stockwerken. Die drei rannten die Treppen hinauf zu ihrer Haustür, und als diese hinter ihnen ins Schloss fiel, warfen sie sich zwischen dem ganzen Staub und abgebröckeltem Verputz auf die Couch. Erst da begann Mutti zu weinen. Barbara und Brigitte umarmten sie und wollten sie trösten, doch Mutti erklärte immer wieder, dass es nur Freudentränen seien. Schließlich riss sie sich zusammen und begann, ihr Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen. Die Vorratskammer war so gut wie leer bis auf eine Dose mit Weizengrieß. Nach einigem Stöbern konnte sie noch Zucker und Salz finden, genug, um eine wässrige Suppe für ihre hungrigen Mägen zuzubereiten. Sie genehmigte sich aber keine Pause, sondern ging sofort zum Büro für Lebensmittelmarken, um ihre noch vorhandenen Rationskarten gegen solche zu tauschen, die in Berlin gültig waren. Danach zum Lebensmittelladen, um endlich Essbares zu kaufen. Es gab jedoch fast nichts mehr, so nahm Mutti einfach alles, was sie bekommen konnte.

In der Wohnung war es eiskalt und der Gang in den Keller bestätigte Muttis schlimmste Befürchtungen: Nur wenige Briketts waren übriggeblieben, um die ewig hungrigen Öfen zu füttern, die die einzelnen Räume wärmen sollten. Also entschied sie, das Schlafzimmer in einen kombinierten Wohn- und Schlafrum umzufunktionieren, denn er war der kleinste Raum. Nur auf etwa zwei Metern, der Breite des Fensters, war der Raum der äußeren Kälte ausgesetzt. Die anderen Wände grenzten an die Nachbarwohnung, das Treppenhaus, unsere eigene Diele und den „Balkonraum“, der einmal unser Wohnzimmer ge-

wesen war. Sie schleppte eine Ladung Briketts die Treppe nach oben und begann, den Ofen anzuheizen. Es dauerte ewig, bis die Temperatur einigermaßen angenehm wurde, doch Mutti wusste, dass sie so viele Briketts wie möglich für den Rest des Winters aufheben musste. Der Frühling war noch weit, und es war unwahrscheinlich, dass man Nachschub bekam. Für einen kurzen Moment huschte der Gedanke an ihre eigene unsichere Zukunft durch ihren Kopf, doch sie verbannte ihn so rasch wie möglich. Es gab zu viel zu tun. Die Wohnung musste gereinigt, Fenster ersetzt werden. Der Hausmeister, der in der langen Zeit ihrer Abwesenheit weiter seinen Dienst versehen hatte, hatte alle gebrochenen Scheiben mit Holz und Pappe ersetzt, doch nun war es an der Zeit, Scheiben aus Hartplastik einzubauen. Mutti hoffte von ganzem Herzen, dass es so etwas überhaupt noch zu kaufen gab. Jedes Fenster brauchte zumindest in einer Scheibe ein durchlässiges Material, um wieder etwas Tageslicht in die Wohnung zu lassen.

Mutti hasste dieses Gefühl, wie in einer Höhle zu leben, darum entschied sie sich, zuerst den Wohn-Schlafraum anzugehen. Eine der Außenscheiben der Doppelfenster war noch immer intakt, ließ sich jedoch nicht öffnen, sie war einfach eingefroren. Die innere Scheibe war mit Pappe abgedeckt. Plötzlich erinnerte sie sich, Plastik neben den säuberlich gestapelten Briketts liegen gesehen zu haben. Doch bevor sie ihre Gedanken in Taten umsetzen konnte, riss sie ein weiterer Luftangriff aus den Tagträumen. Verdammt, es war doch schon lange dunkel! Brigitte und Bärbel griffen sich einige Bücher und Spielsachen, die sie wiedergefunden hatten, zogen ihre warmen Mäntel an und waren schon fertig, als Mutti sie anwies, sich zu beeilen.

Der Luftschutzkeller hatte sich seit dem letzten Mal nicht verändert. Er war genauso trübselig, wie sie ihn in Erinnerung hatte, und genauso unsicher. Zur Straße hin war der Keller unter dem Straßenniveau, doch an der Rückwand fiel der Boden zum Hof ab, und das hieß, dass sich zwei Wände des Luftschutzkellers über dem Erdboden befanden. In einer der Ecken war eine Fluchtluke eingebaut worden. Dort würde der sicherste Platz im Keller sein, und genau dort konnte Mutti die beiden Mädchen in Kojen unterbringen, bevor sie für sich selbst einen Stuhl fand. Die Bomben explodierten in der Ferne, sie wappneten sich für das Unvermeidliche, einen möglichen direkten Einschlag oder zumindest eine schwere Erschütterung. Zum Glück passierte nichts dergleichen, und als die Entwarnung kam, kehrte Mutti mit den beiden Mädchen in die Wohnung zurück, dankbar dass sie

wieder einmal sicher waren. Alle drei kletterten in das große Bett, doch schliefen sie mehr als schlecht. In Radenz war es friedlich gewesen, der Krieg war weit weg. Nun hatte sie die Realität eingeholt. Während der Flucht hatte Mutti gedacht, dass Heimat Sicherheit bedeutete, doch nun wusste sie, wie sehr sie sich geirrt hatte.

Dennoch, es war ihr Heim, und das war sicherer als die offene Straße. Mutti erinnerte sich an die angespannten Gesichter der anderen Flüchtlinge, die ihre Heimat hatten verlassen müssen, um in eine unsichere Zukunft zu ziehen. Sie konnte ihren Kindern zumindest ein Dach über dem Kopf bieten, an weitere Katastrophen wollte sie nicht denken. Auch wenn sie ihre Gedanken auf die Gegenwart konzentrierte, bereitete sie sich auf das unausweichliche Ende vor. Lebensmittel zu lagern war unmöglich, es gab kaum genug, um die Bevölkerung jeden Tag aufs Neue zu versorgen. Die meiste Zeit des Tages stand sie in einer Schlange vor einem Lebensmittelgeschäft. Immer hatte sie Bärbel und Brigitte mit sich, denn sie fürchtete, dass sie getrennt von einem Luftangriff überrascht werden könnten.

Eines Tages wurden einige der Kisten, die sie in Radenz aufgegeben hatte, geliefert. Während des langen Wegs waren Mäuse in eine der Kisten geraten und hatten den Kopf von Bärbels liebster Puppe zerstört, der Plastikkörper aber war unbeschädigt geblieben. Die Mäuse hatten die Fotos und die meisten Kleider verschmätzt, doch sie hatten Buchseiten angeknabbert und das Leder einiger Schuhe zernagt. Dennoch war es wunderbar, so viele der verloren geglaubten Dinge wiederzusehen. Mutti wartete lange auf Vatis Akkordeon, doch es sollte nie ankommen. Der Postmeister von Radenz, selbst ein passionierter Ziehharmonikaspieler, mag wohl vergessen haben, es rechtzeitig zu verschicken. Das redete sich Mutti ein.

Sie ahnte, dass Deutschland den Krieg verloren hatte. Planmäßig vernichtete sie alles, was einmarschierende Truppen nicht finden sollten, Amerikaner oder Russen. Hitlers Portrait, über Vatis altem Arbeitstisch aufgehängt, war das erste, was im Ofen verschwand. Zumindest würde das alte Ölgemälde ein wenig Wärme spenden, wie es in den Flammen verbrannte. Sein Buch „Mein Kampf“, das Mutti nie gelesen und doch an einem Ehrenplatz aufbewahrt hatte, war das nächste. Auch das gab ihnen ein wenig Wärme. Sie hatte keine Waffen, die sie los werden musste, noch irgendetwas anderes, das sie belasten konnte, doch nachdem das Buch verbrannt war fühlte sich Mutti besser. Nun war sie bereit, mit allem fertig zu werden.